

Sozialraumorientierung

Teilhabe durch sozialraumorientierte Unterstützung ermöglichen – *Prof. Dr. Albrecht Rohrmann*

Kirchengemeinden sind Teil des Sozialraums – *Wolf Clüver*

Einbindung in den Sozialraum braucht ein vermittelndes Element – *Dieter Kalesse*

Hephata Magazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr. 37
November / 14



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 37 | November 2014



Editorial	01	Blitzlichter vom Fachtag "Sozialraumorientierung" von Dieter Kalesse	16
Teilhabe durch sozialraumorientierte Unterstützung ermöglichen von Prof. Albrecht Rohrmann	02	Namen und Neuigkeiten	18
Gemeinwesenarbeit - Sozialraumorientierung - Community Care eine Zuordnung von Jürgen Peters	06	Hephata Crossing 2014	20
... ganz praktisch und konkret Ein Bericht von Bart Schouenberg	10	Kirchengemeinden sind Teil des Sozialraums! Ein Geistliches Wort von Wolf Clüver	21
Bitte helfen Sie mit Ihrer Spende: adäquate Wohn- und Lebensmöglichkeiten für Menschen mit Gehirnverletzungen	12	Einbindung in den Sozialraum Dieter Kalesse über die Arbeit des Ateliers Strichstärke	22
Kein Ich ohne Wir Empfehlungen zum Heimatmachen von Stefanie Rüdiger und Karsten Bron	14	Aktuelle Termine was liegt an - was ist wichtig was sollte man nicht verpassen	24
		Hephata sagt Danke! 50 Jahre Aktion Mensch	25

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Sozialraum“ – was für ein Name. Ich mag ihn nicht besonders. Zu meiner Schulzeit war das doch das Zimmer mit der Liege, in das man sich begab, wenn einem schlecht war. Und mir war sehr oft schlecht (vor allem in Mathe, Physik und Französisch). Später war das dann in Behörden der Raum, in dem das Rauchen noch erlaubt war. Wer wagte, ihn zu betreten, dem wurde wirklich schlecht. Heute scheint mir der Sozialraum ein Gedankengebäude zu sein, in welchem alle Probleme des Sozialen sich wie blauer Dunst verflüchtigen. Grund genug, sich diesem Heft mit einiger Skepsis zu nähern. Einerseits.

Andererseits geht manches wie von selbst. Ja – ich habe Nachbarn. Ich bin auch selbst gern einer. Und meistens geht es gut. Man hilft sich gern, wenn's nicht zu stressig wird. Man achtet aufeinander. Man gießt die Blumen, denkt an die Post im Urlaub. Nicht immer muss der Profi ran. Manches geht auch einfacher. Vorausgesetzt, man lebt in einem Viertel, in dem man einander kennt. Und da hat die Sache häufig ihren Haken. In vielen Vierteln unserer Städte ist da noch reichlich Luft nach oben. Auch ohne blauen Dunst.

Zum Dritten: wir sind das nicht gewohnt. Wir von der Eingliederungshilfe für Menschen mit Behinderung jedenfalls eher nicht. Wir waren Vollversorger. Und wir haben das nur gut gemeint. Ganzheitlich war unser Anspruch. Und umfassend. Dass wir dabei, in bester Absicht, über weite Strecken Beihilfe geleistet haben zur *Ausgliederung*, das war uns lange nicht klar. Und manchen ist es bis heute nicht klar. Es schmerzt ja auch, das eigene Handeln in der Rückschau kritisch zu betrachten.

Zum Vierten aber machen wir Erfahrungen. Es geht ja doch. Manchmal besser als wir dachten. Kleine Schritte tragen weiter als ein großes Konzept. Hier geht etwas mit dem Verein. Dort läuft was mit der Kirchengemeinde. Hier eine Hausärztin. Dort eine Musikschule. Und anderswo eine Kulturinitiative. Es geht nicht alles überall. Aber es geht manches vielerorts. Wichtig dabei: die

Angstfreiheit. Niemand nimmt uns Arbeit weg. Und niemandem drücken wir Verantwortung aufs Auge. Stattdessen ist es doch einfach so: inklusiv lebt es sich, wenn, dann zuerst vor Ort. Dort, wo Menschen einander begegnen. Im Sozialraum eben, der selbst nichts dafür kann, dass Soziologen ihm diesen merkwürdigen Namen gegeben haben. Für mich heißt er einfach: „hier“.

Zum Fünften wünschen wir Ihnen eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit. Genießen Sie den Sozialraum Ihrer Familie und Ihres Freundeskreises und kommen gut ins neue Jahr.



Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata

Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy

Pfarrer
Christian Dopheide



Teilhabe durch sozialraumorientierte Unterstützung ermöglichen



Betrachtet man die Unterstützungsangebote für Menschen mit Lernschwierigkeiten¹, so fällt ein Widerspruch auf: Die Unterstützung wird Eingliederungshilfe genannt, führt aber faktisch meist zur Ausgliederung aus dem gesellschaftlichen Leben. Menschen mit Lernschwierigkeiten finden eine Unterstützung im Alltag häufig nur in Wohneinrichtungen, Arbeit nur in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen und nutzen in ihrer Freizeit meist Angebote, in denen sie vor allem mit anderen Menschen mit Behinderungen zusammen sind.

Auch mit ambulanten Hilfen gelingt es nur selten, ein Leben zu führen, wie es in unserer Gesellschaft für die meisten Menschen üblich und selbstverständlich ist. Dies führt bei Betroffenen, ihren Angehörigen und bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Diensten und Einrichtungen nicht selten zu einem sehr negativen Bild von der Gesellschaft. Die Gesellschaft grenzt Menschen mit Behinderungen aus. Inklusion, wie die selbstverständliche Einbeziehung von Menschen mit Behinderungen seit der Verabschiedung der UN-Behindertenrechtskonvention genannt wird, gilt als Utopie oder sogar als eine Illusion. Es wird angenommen, dass die Gesellschaft noch nicht so weit sei oder nie soweit kommen wird. Die pessimistische Einschätzung wird verstärkt durch viele schmerzhaft Erfahrungen der Ausgrenzung.

¹ In den entsprechenden Gesetzen und in professionellen Zusammenhängen wird meist von Menschen mit geistiger Behinderung gesprochen. Betroffene wehren sich gegen diesen abwertenden Begriff und wollen als Menschen mit Lernschwierigkeiten bezeichnet werden. (vgl. www.people1.de)

Der Ansatz der Sozialraumorientierung schärft den Blick für eine andere Perspektive. Die Art und Weise, wie die Unterstützung von Menschen mit Behinderungen organisiert ist, leistet einen Beitrag dazu, dass diese häufig nicht zur Eingliederung in, sondern zur Ausgliederung aus der Gesellschaft beiträgt und wirkliche Teilhabe erschwert.

BEHINDERUNG UND SOZIALE RÄUME

Räume erscheinen uns als etwas Vorgegebenes. Jeder Mensch wird an einem bestimmten Ort geboren, der lange vor ihm existiert hat. Wir bewegen uns und handeln in Räumen, die - von Ort zu Ort sehr unterschiedlich - bestimmte Dinge möglich und andere unmöglich machen. Durch unsere Körperlichkeit ist alles menschliche Handeln an eindeutig lokalisierbare Räume gebunden, die durch die Bewegung im Raum verbunden sind. Gleichzeitig ist das, was uns als etwas Vorgegebenes gegenübertritt, durch frühere Handlungen gestaltet und gemacht. Es gibt kein Fleckchen in Deutschland, das nicht durch menschliche Handlungen verändert worden wäre. Das scheinbar Vorgegebene und Objektive bringt eine vorgängige Geschichte zum Ausdruck und wird auch durch uns verändert und neu gedeutet.

Einrichtungen und Dienste für Menschen mit Behinderungen gehören zu den Orten, die in besonderer Weise gestaltet wurden. Die ‚Anstalten‘, die wie die Stiftung Hephata im 19. Jahrhundert gegründet wurden, haben Räume für Menschen mit Behinderungen in besonders intensiver und aus heutiger Sicht sehr problematischer Weise geprägt. Die Gründungen waren mit dem Anliegen verbunden, Menschen mit Behinderungen pädagogisch zu fördern und ihnen in der rauen Industriegesellschaft Schutz und Hilfe zu bieten. In den Anstalten setzte sich jedoch die Logik der ‚totalen Institution‘ durch, die von dem Soziologen Erving Goff-

man in den 1960er Jahren beschrieben wurde (Goffman 1973, zuerst 1961). Menschen mit Behinderungen führten in einem abgeschlossenen, sehr begrenzten Raum ein Leben nach Vorgaben, die völlig anders waren als die Regeln, die in der Gesellschaft außerhalb der Anstalt galten. Durch die Anstalten wurden auch die Lebensräume der Menschen außerhalb der Gesellschaft geprägt. Von den Anstalten ging eine Bedrohung aus: Menschen die sich nicht angepasst verhielten, die ‚Irren‘ und ‚Idioten‘ wie man damals sagte, wurden dorthin gebracht und man hatte nur eine Ahnung davon, was dort vor sich ging. Gleichzeitig trugen die Anstalten dazu bei, das Leben derjenigen, die dort untergebracht waren, abzuwerten. Dies hat seinen schrecklichsten Ausdruck in den Mordprogrammen während des Nationalsozialismus gefunden. Die Anstalten gibt es heute nicht mehr, sie sind aber in den Erinnerungen und auch in den Orten, den Gebäuden der Behindertenhilfe noch sehr präsent. An die Stelle der Anstalten sind Einrichtungen getreten, die das Ziel der Eingliederung von Menschen mit Behinderung verfolgen. Dieses Ziel soll durch eine sehr spezialisierte Förderung in Sondereinrichtungen erreicht werden, durch die dann in der Zukunft eine Eingliederung möglich ist. Die Erfahrung zeigt aber, dass dies nur selten gelingt.



Bodelschwingh-Haus, Hephata - abgerissen 2003

Menschen mit Behinderungen werden stattdessen dauerhaft in besondere Einrichtungen eingegliedert. Auch durch diese Formen der Hilfe wird eine Distanz zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen herge-

stellt. Häufig wird angenommen, dass insbesondere Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht wie alle anderen Menschen in der Gesellschaft leben können. Um sie müssen sich Spezialisten wie ‚Sonderpädagogen‘ oder ‚Heilerziehungspfleger‘ kümmern. Im Alltag kommt man mit ihnen nicht in Kontakt und ‚Regeleinrichtungen‘ sind mit der Unterstützung überfordert. Zu Kontakten kommt es nur in besonderen Situationen: Am Tag der offenen Tür, bei einem speziellen Sommerfest oder bei einem Besuch einer Gruppe von Konfirmandinnen und Konfirmanden.

Hier setzt das Fachkonzept der Sozialraumorientierung an (vgl. Früchtel/Budde 2010; Hinte 2011). Menschen mit und ohne Behinderungen sollen im Alltag ganz selbstverständlich miteinander in Kontakt kommen und ihren Alltag teilen. Dies kann Ängste, falsche Annahmen und Vorurteile überwinden. Der Soziologe Günther Cloerkes (2001, 114ff) stellt heraus, dass die positive Wirkung von Kontakten nur dadurch bewirkt werden kann, dass sich Menschen gegenseitig als zugleich unterschiedlich und gleichberechtigt wahrnehmen sowie gemeinsame Anliegen und Ziele verfolgen. Die UN-Behindertenrechtskonvention betont deshalb, dass Menschen mit Behinderungen nicht andersartig sind. Behinderungen werden vielmehr als Ausdruck der menschlichen Vielfalt verstanden. Damit dies zur Geltung kommt, muss die Förderung an „besonderen“ Orten überwunden werden. Auf der Grundlage gegenseitiger Anerkennung sollen Unterstützungsleistungen dazu dienen, ein Leben zu führen, das den individuellen Vorstellungen entspricht und Chancen und Möglichkeiten bietet, die in unserer Gesellschaft üblich sind.

Im Fachkonzept der Sozialraumorientierung werden dazu fünf Prinzipien formuliert (www.uni-due.de/biwi/issab/sozialraumorientierung), die für alle Bereiche sozialer Un-



terstützung gelten, aber in Bezug auf die soziale Benachteiligung und den Unterstützungsbedarf von Menschen mit Behinderungen hin konkretisiert werden können.

1. „AUSGANGSPUNKT JEGLICHER ARBEIT SIND DER WILLE BZW. DIE INTERESSEN DER MENSCHEN (in Abgrenzung zu Wünschen oder naiv definierten Bedarfen)“:

Es ist vielleicht überraschend, dass bei dem Ansatz der Sozialraumorientierung im ersten und wichtigsten Prinzip der Wille und die Interessen der einzelnen Menschen in den Mittelpunkt gerückt werden. Dies tritt der Gefahr entgegen, Menschen die auf Unterstützung angewiesen sind, dadurch abzuwerten, dass andere für sie bestimmen, was gut und richtig ist. Die oben dargestellte Anerkennung muss ihren Niederschlag auch in der Unterstützungsbeziehung finden.



Mittlerweile ist es zumindest im Bereich der Eingliederungshilfe üblich, dass am Anfang der Unterstützung die individuelle Hilfe- oder Teilhabeplanung steht. In den Bogen, die dafür bearbeitet werden, sollen zu Beginn auch die Ziele und Interessen der leistungsberechtigten Person eingetragen werden. Schaut man sich aber die Anlage und den Zweck der Verfahren an, so steht doch die Abklärung der zu bewilligenden Leistungen zwischen dem Leistungsanbieter und dem Sozialleistungsträger sehr stark im Mittelpunkt. Gerade in der Zusammenarbeit mit Menschen, denen es im Zusammenhang mit ihrer Beeinträchtigung schwer fällt, ihren Willen zum Ausdruck zu bringen und die häufig noch keine Alternativen zu ihrer bisherigen Unterstützung kennen, reichen die

eher formalen Instrumente, die meist unter Zeitdruck bearbeitet werden, häufig nicht aus. Es ist daher notwendig, losgelöst von den Verfahren im Zusammenhang der Leistungsbewilligung, Menschen mit Behinderungen bei der Artikulation ihres Willens und ihrer Interessen in Bezug auf ihr eigenes Leben zu unterstützen. Dazu wurden bereits viele Erfahrungen gesammelt, die im ‚Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung‘ erarbeitet, ausgewertet und weiterentwickelt werden (vgl. www.persoelliche-zukunftsplanung.de).

2. „AKTIVIERENDE ARBEIT HAT GRUNDSÄTZLICH VORRANG VOR BETREUENDER TÄTIGKEIT“:

Auch dieser zweite Punkt zielt auf die einzelne Person. Zu einem selbstbestimmten Leben gehört es auch, sich lebenspraktische Fähigkeiten soweit dies eben möglich ist, anzueignen. Soziale Arbeit versteht sich als ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ und möchte vermeiden, dass Menschen durch eine Überversorgung von Hilfen stärker abhängig werden als notwendig.

3. „BEI DER GESTALTUNG DER AKTIVITÄTEN UND HILFEN SPIELEN PERSONALE UND SOZIALRÄUMLICHE RESSOURCEN EINE WESENTLICHE ROLLE“:

Dieses dritte Prinzip zielt auf die professionellen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie bilden manchmal auch im Bereich der ambulanten Hilfen so etwas wie eine Blase um die Menschen, die sie unterstützen. So erkennen Menschen mit Behinderungen selbst und Profis nicht die Möglichkeiten der Unterstützung, die in alltäglichen Kontakten, in der Selbstorganisation, in den Diensten für die Allgemeinheit im Umfeld oder in Vereinen und Initiativen stecken. Die Selbstorganisation und Selbsthilfe von Menschen mit Behinderungen hat eine lange und erfolgreiche Tradition. Die Selbstorganisation in der Selbsthilfe kann durch professionelle Selbsthilfeunterstützung erleichtert werden. Die Öffnungen von Zugängen und das selbstverständliche Miteinander in der Nachbarschaft, im Wohnviertel, in Vereinen gehört zu den wichtigsten Aufgaben professioneller Unterstützung.

4. „AKTIVITÄTEN SIND IMMER ZIELGRUPPEN- UND BEREICHSÜBERGREIFEND ANGELEGT“:

Dieses vierte Prinzip zielt auf die Träger oder die Organisation der Unterstützung von Menschen mit Behinderungen. Die unterschiedlichen rechtlichen Rahmen- und Finanzierungsbedingungen haben dazu geführt, dass die ‚Behindertenhilfe‘ eine eigene versäulte Unterstützungsstruktur ausgebildet hat. Diese muss aufgebrochen werden. Schaut man sich die Organigramme von Trägern an, so sind deren Leitungs- und Arbeitsstrukturen häufig nach Zielgruppen und darunter nach Hilfearten gegliedert. Der erste Schritt zur Überwindung der Versäulung besteht darin, die Hilfen eines Trägers für alle Zielgruppen und alle Hilfeformen nach sozialen Räumen zu gliedern. In einem nächsten Schritt kann dann überlegt werden, ob für einen Dienst an einem bestimmten Ort, wirklich ein eigener Stützpunkt geschaffen werden muss oder ob es nicht die Möglichkeit gibt, gemeinsam Räume mit anderen Diensten, Einrichtungen und Selbsthilfeinitiativen zu teilen.

5. „VERNETZUNG UND INTEGRATION DER VERSCHIEDENEN SOZIALEN DIENSTE SIND GRUNDLAGE FÜR FUNKTIONIERENDE EINZELHILFEN“:

Die Teilhabeleistungen, auf die nach den Sozialgesetzbüchern ein individueller Anspruch besteht, begünstigen ebenfalls eine Zersplitterung des Hilfesystems.

Perspektivisch geht es darum, isolierte Fachdienste für bestimmte Gruppen ganz zu überwinden und Zentren zu schaffen, die ganz unterschiedliche pflegerische, alltagspraktische, sozialpädagogische Hilfen zusammenführen und sich als Anlaufstelle für einen Austausch und die Selbstorganisation an einem Ort darstellen. In einem solchen ‚Teilhabezentrum‘ kann auch Beratung angeboten werden und hier können die auf die Bewilligung von Teilhabeleistungen zielende Hilfeplanung aber auch eine darüber hinausgehende individuelle Zukunftsplanung angesiedelt werden.

Auch das Fachkonzept der Sozialraumorientierung wird alleine die Ausgrenzung von Menschen mit Behinderungen nicht überwinden. Es stellt aber einen wichtigen Ansatz dafür dar, durch die Art und Weise der Organisation von Hilfen ein selbstverständliches Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderungen und eine gegenseitige Anerkennung zu begünstigen.

Albrecht Rohrmann (Jahrgang 1962) ist Professor für Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt soziale Rehabilitation und Inklusion und Sprecher des Zentrums für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE) der Universität Siegen. In Forschungsprojekten beschäftigt er sich mit Fragen der Partizipation von Menschen mit Behinderungen, der kommunalen Teilhabeplanung und der Entwicklung der Eingliederungshilfe. Vor seiner Tätigkeit an der Hochschule hat Herr Rohrmann mehrere Jahre in einem ambulanten Dienst für Menschen mit Behinderungen gearbeitet.

Astrid Stuhl (links) arbeitet am Hephata-Stand beim Kirchentag 2013 in Hamburg mit.



LITERATURANGABEN:

- Cloues, Günther (2001): *Soziologie der Behinderten. Eine Einführung*. 2., neu bearb. und erw. Aufl. Heidelberg.
- Früchtel, Frank; Budde, Wolfgang (2010): *Bürgerinnen und Bürger statt Menschen mit Behinderungen. Sozialraumorientierung als lokale Strategie der Eingliederungshilfe*. In: *Teilhabe* 49 (2), S. 54–61.
- Goffman, Erving (1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt am Main [engl. Original 1961].
- Hinte, Wolfgang (2011): *Sozialräume gestalten statt Sondersysteme befördern. Zur Funktion Sozialer Arbeit bei der Gestaltung einer inklusiven Infrastruktur*. In: *Teilhabe* 50 (3), S. 100–106.

Gemeinwesenarbeit – Sozialraumorientierung – Community Care: eine Zuordnung



Text: Jürgen Peters Fotos: Udo Leist, wikipedia, fotolia



In den siebziger Jahren habe ich einige Semester Sozialwissenschaften studiert und **Gemeinwesenarbeit als dritte Methode der Sozialarbeit** neben Casework/Einzel-fallhilfe und Gruppenarbeit kennengelernt. Dieser methodische Ansatz weitet den Bezugspunkt der Sozialarbeit aus auf das Leben der Bevölkerung in Quartieren, Stadtteilen oder Gemeinden mit dem Ziel, die in dem jeweiligen Gemeinwesen vorhandenen Ressourcen zu nutzen und die Eigenaktivität der Menschen im Viertel zur Lösung von Problemen zu nutzen.

Frühe Vorläufer der Gemeinwesenarbeit gab es schon Ende des 19. Jahrhunderts. Die Toynbee Hall, gegründet 1884 im Londoner Eastend, war ein Nachbarschafts- und Bildungszentrum, in dem junge Akademiker aus höheren Gesellschaftsschichten in einem Londoner Armenviertel billigen Wohnraum fanden und sozusagen als Gegenleistung Nachbarschaftshilfe und Weiterbildungsmöglichkeiten anboten.



Jane Addams und Ellen Gates Starr griffen diese Idee auf und eröffneten 1889 das Hull House in Chicago. Sie wollten einen Ort als Treffpunkt für weniger bemittelte Menschen und Einwanderer in der Nachbarschaft anbieten, um diesen Kunst und Literatur näherzubringen.



Das Haus entwickelte sich jedoch schnell über diese Ursprungsidee hinaus. Auf Wunsch der Nachbarn wurde Unterricht in

englischer Sprache angeboten, Kochen und Nähen, Handwerk, amerikanische Geschichte und Politik. Hull House entwickelte sich zu einem Wohnquartier mit günstigen Mieten. Als Gegenleistung übernahmen die Bewohner Dienste in der öffentlichen Küche oder in der Kleinkind- oder Kindergartengruppe. Hull-House wurde ein kulturelles Zentrum mit Bildungsangeboten, Unterhaltung, Musik und Theateraufführungen und eine erste Anlaufstelle für Einwanderer, die hier Unterstützung fanden bei der Integration in ihre neue Heimat. Hier fanden sie Gesellschaft und Unterstützung, die sie für ein Leben in der „Neuen Welt“ benötigten.

GEMEINWESENARBEIT ist eine der drei grundlegenden Arbeitsformen der Sozialarbeit. Sie umfasst eine Vielzahl sozialer Interventionen in ein Wohnquartier, eine Gemeinde oder einen Stadtteil mit dem Ziel, die Ursachen von Armut und Ausgrenzung gemeinsam mit den Betroffenen zu überwinden. Betroffene und professionelle Sozialarbeiter oder ehrenamtliche Helfer arbeiten zusammen, um die Lebensqualität vor Ort zu steigern, die Ausgrenzung zu überwinden und die sozialen Probleme gemeinsam zu lösen.

Die professionellen Fachkräfte verstehen sich entweder in der Rolle neutraler Moderatoren oder in der Rolle teilnehmender, aktiver und parteilicher Akteure. Kerngedanke des Konzeptes ist die Mobilisierung und Befähigung der Betroffenen, als Experten in eigener Sache aufzutreten, ihr Leben selbst zu gestalten und sich für die Verbesserung der Lebensverhältnisse einzusetzen. Gemeinwesenarbeit wurde historisch vornehmlich in sogenannten „sozialen Brennpunkten“ mit vielen sozialen und ökonomischen Problemen und hohem Konfliktpotential eingesetzt: in Wohnquartieren mit vielen Migranten, in Stadtteilen mit hoher Arbeitslosenquote oder Gewalt in Familien, bei geringem Bildungsstand und/oder überdurchschnittlicher Kriminalitätsrate.

Als ich damals in meiner Studiengruppe Gemeinwesenarbeit praktisch und theoretisch kennenlernte, war ich begeistert. Wir waren jung, wir wollten die Welt verbessern, und wir verstanden Gemeinwesenarbeit – wie viele andere unterschiedlicher politischer Couleur – gemeinhin als einen politischen Ansatz der Veränderung der prekären Verhältnisse durch die Betroffenen selbst – nicht als eine Perspektive der Sozialarbeit oder Sozialpädagogik. Diese Herangehensweise war zum Scheitern verurteilt, Ende der siebziger Jahre war Gemeinwesenarbeit als Methode schlechthin diskreditiert.

Ich wurde Psychologin und fand meine Aufgabe in der Arbeit mit behinderten Menschen, zunächst in der Einzelfallhilfe und der Beratung von Mitarbeitenden, dann zunehmend in der Normalisierung der Lebensverhältnisse in den Einrichtungen, schließlich in der Auflösung von Anstaltsstrukturen und der Entwicklung gemeindenaher Unterstützungs-, Wohn- und Dienstleistungsangebote für Menschen mit Behinderung.

Viele können sich heute die Verhältnisse in den Einrichtungen der Behindertenhilfe in den siebziger und achtziger Jahren kaum mehr vorstellen. Das **Normalisierungsprinzip** brachte eine tiefgreifende Veränderung. Ausgehend von Skandinavien erlebten wir, dass Menschen mit Behinderung ihren Alltag normal leben können und sie keine spezialisierte Lebensumwelt brauchen, die sie von anderen isoliert. Dies wurde zur Voraussetzung für die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung, der Selbständigkeit und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen, der sozialen Integration und der Partizipation in einem normalen Umfeld.

Ich war in diesen Jahren zwischen 1980 und den frühen neunziger Jahren sehr mit den Veränderungsprozessen im Inneren von Einrichtungen für behinderte Menschen befasst, die bedarfsgerechte Umgestaltung der Organisation der Hilfen stellte alle vor



große Herausforderungen. Das Gemeinwesen war dabei wenig im Fokus, die Perspektive war die Umgestaltung des Schutz- und Entwicklungsraums für behinderte Menschen, den die Institutionen im Zusammenspiel mit Eltern, Angehörigen und Behörden bereitstellten.

Im Umfeld der institutionellen Hilfen für behinderte Menschen aber änderten sich die Verhältnisse. Der Gedanke der Gemeinwesenorientierung der Sozialarbeit tauchte in immer neuem Gewande immer wieder auf:

- Die Entwicklung der **gemeindenahen Sozialen Psychiatrie** mit ihrem dichten Netzwerk unterschiedlichster medizinischer und therapeutischer Dienste, ihren Arbeits- und Beschäftigungsangeboten sowie der individuellen Unterstützung der psychisch kranken oder psychisch behinderten Menschen bei der Bewältigung lebenspraktischer Aufgaben erforderte schon bald die Schaffung von Begegnungszentren und integrativer Freizeitaktivitäten, um der Isolation der Betroffenen mitten in der Gemeinschaft entgegenzuwirken.



- In der Kinder- und Jugendhilfe tritt seit Mitte der neunziger Jahre die **Sozialraumorientierung** neben die Einzelfallhilfe. Auch dabei geht es darum, Lebenswelten der betroffenen Kinder, Jugendlichen und ihrer Familien so zu gestalten, dass Menschen besser mit schwierigen Lebenslagen zurechtkommen. Verwaltung, Politik und soziale Institutionen definieren dabei eine Raumaufteilung der Städte und Gemeinde, um enge Kooperation und Vernetzung aller wesentlichen Akteure im Sozialraum

zu ermöglichen, die Hilfen passgenau aufeinander abzustimmen und die Handlungskompetenz im Sozialraum zu aktivieren. Dies geht häufig einher mit der Implementierung eines Sozialraumbudgets. Sozialraumorientierung wird teilweise als Entpädagogisierung oder Ent-Therapeutisierung der Arbeit und als Durchsetzung betriebswirtschaftlicher Paradigmen in der Sozialen Arbeit interpretiert, in der Regel aber als übergeordnete Klammer zur Optimierung der Zusammenarbeit unterschiedlichster Dienste im Sozialraum verstanden.

Sozialraumorientierung ist fünf Prinzipien verpflichtet:

- ➔ Orientierung am Willen der Hilfeempfänger
- ➔ Unterstützung der Eigeninitiative und Selbsthilfe
- ➔ Konzentration auf die im Sozialraum vorhandenen Ressourcen
- ➔ Zielgruppen- und Bereichsübergreifende, transkategoriale Sichtweise
- ➔ Kooperation und Koordination aller Unterstützungssysteme und Behörden

- Als zentrale Herausforderung der Stadtentwicklung wird seit Anfang der neunziger Jahre die demographische Entwicklung, die Integration von Migranten und die zunehmende kleinräumige Segregation infolge der gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung betrachtet. Mit dem Zusammenbruch von Industrieunternehmen und der Ost-West-Wanderung in Deutschland entvölkern sich ganze Städte. Gemeinwesen zerfallen in Subsysteme, die sich zunehmend nach Bevölkerungsgruppen differenzieren und voneinander abgrenzen. Das



Städtebauförderungsprogramm **Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt** soll dieser Entwicklung mit einem integrierten Ansatz einer umfassenden Quartiersentwicklung entgegenwirken. Ziele des Programmes sind, die Wohn- und Lebensbedingungen sowie die wirtschaftliche Basis in den Stadtteilen zu stabilisieren und das soziale Miteinander durch die Beteiligung der Betroffenen zu verbessern. Das Vorhaben ist von immenser politischer, wirtschaftlicher und städtebaulicher Bedeutung. Von 1999 bis 2012 werden dafür rund eine Milliarden Euro Bundeshilfen bereitgestellt.

Langsam beeinflussten diese Entwicklungen auch die Entwicklung im Konversionsprozess der institutionellen Hilfen für Menschen mit Behinderungen. Je mehr sich die Sonderwelten der Anstalten und Heime auflösten in kleine, gemeindenahе und pass-



Seit 1995 betreibt Hephata ein Wohnprojekt in diesem Mehrfamilienhaus in Essen-Schonnebeck.

genaue Angebote für behinderte Menschen und ihre Familien, desto öfter tauchte die ursprüngliche Idee der Gemeinwesenarbeit, des Empowerment und des Zusammenwirkens von Betroffenen in einem Gemeinwesen zur Lösung ihrer sozialen Probleme wieder aufs Neue auf. Aus der Praxis der kleinen, familiennahen Wohnangebote erwuchs das Bedürfnis nach Teilhabe am

gesellschaftlichen Leben. Die Bewältigung der Alltagsaufgaben im normalen gesellschaftlichen Kontext erforderte den Aufbau von Netzwerken sowie die Nutzung vorhandener Freizeit-, Bildungs- und religiöser Angebote im sozialen Lebensumfeld.

Und immer wieder war die Frage, **was kann das Gemeinwesen leisten** für die Integration von Menschen mit Behinderung – und **welchen Beitrag wollen die Menschen** im gesellschaftlichen Umfeld **leisten?**



In der Personalentwicklung, der Ausbildung und Kompetenzentwicklung sowie in der Führungs- und Beratungsarbeit der Mitarbeitenden der Evangelischen Stiftung Hephata wurde deutlich, wie die Perspektive der Mitarbeitenden sich erweiterte über die unmittelbare Assistenz der behinderten Menschen hinaus zur Frage der Unterstützung des Gemeinwesens. Welchen Beitrag können, dürfen oder müssen Mitarbeitende leisten, damit das soziale Umfeld die Aufgabe der Integration und Inklusion anzunehmen bereit ist und zu bewältigen fähig wird.

Unterschiedlichste Konzepte entstanden zur Beantwortung dieser neuen Aufgabe nach der Auflösung der Sonderwelt Anstalt. Die Caritas in Mönchengladbach erprobte und entwickelte die stadtteilbezogene Sozialarbeit, die Evangelische Stiftung Alsterdorf in Hamburg und die Einrichtung Westfalenfleiß in Münster, um nur einige zu nennen, konzentrierten sich auf das Konzept **Community Care**.

COMMUNITY CARE entwirft das Bild einer Gesellschaft, in der die einzelnen Mitglieder Verantwortung für das Ganze übernehmen im Sinne eines bürgerschaftlichen Engagements. Eine Gesellschaft, die sich insbesondere um die Bürgerinnen und Bürger mit besonderem Unterstützungsbedarf kümmert und ihnen Wahlmöglichkeiten für die Gestaltung ihres Lebens bietet. In einem überschaubaren Sozialraum, einem Wohnquartier, einem Dorf oder Stadtteil leben Menschen mit und ohne Behinderung gleichberechtigt zusammen, keiner wird ausgeschlossen von der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Allen stehen die Angebote, die das Gemeinwesen bereithält, uneingeschränkt zur Verfügung, Kindertagesstätten, Schulen oder andere Bildungsangebote, Freizeit- und Kulturangebote, Arbeitsplätze und Wohnungen, Ärzte, soziale Dienste, Kirchengemeinden, Sportvereine und so weiter. Der weitestgehende Verzicht auf Aussonderung und jegliche Form von besonderer Lebenswelt für behinderte Menschen kennzeichnet das Konzept.

Community Care wird zum Anliegen aller Menschen im Sozialraum – Community Care ist erst nachrangig ein Konzept für professionelle Unterstützung, also für bezahlte Dienste. **Die primäre Verantwortung für die Unterstützung von Menschen mit Behinderungen auf ihrem Weg zu Selbstbestimmung und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben liegt im Gemeinwesen selbst**, bei den Bürgerinnen und Bürgern des Sozialraums, bei den Angehörigen und der Familie, den Freunden, Nachbarn und Arbeitskollegen, bei Behörden, Vereinen und anderen sozialen Diensten im Quartier.

Institutionalisierte Hilfen für Menschen mit Behinderungen haben eine assistierende Funktion und nachrangige Bedeutung.

Wenn ich nun zurückschaue auf die letzten dreißig bis vierzig Jahre der Entwicklung der institutionellen Hilfe für Menschen mit Behinderung, so kreist alles Streben um die Befreiung des Menschen von selbst- oder fremd verschuldeter Unmündigkeit.

Dies ist ein ewiger Prozess, ein fortwährendes Unterwegssein, bei dem man immer wieder eine neue Balance finden muss im Zusammenspiel von Individuum, den Mitmenschen und den umgebenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Dabei braucht das Gemeinwesen selbst Unterstützung, um der Aufgabe gewachsen zu werden und zu bleiben.

Jürgen Peters ist Diplom-Psychologe und Supervisor DGSv. Er war über 30 Jahre in verschiedenen diakonischen und kirchlichen Einrichtungen tätig, davon 12 ½ Jahre als Psychologe, später als Leiter der Stabsstelle Zukunft und schließlich als stellvertretender Geschäftsbereichsleiter Wohnen bei der Ev. Stiftung Hephata. Er arbeitet jetzt freiberuflich als Supervisor.



...ganz praktisch und konkret

Sozialraumorientierung am Beispiel der Hephata Wohnen gGmbH Region Mönchengladbach Nord



Im Margarethengarten (von links) Ulrich Nolte, Jörg Stuhlmacher und Constanze Schulte.

Seit dem 01.12.2013 leite ich gemeinsam mit meiner Kollegin Marilyn Klein die Region Mönchengladbach Nord der Hephata Wohnen gGmbH. Zu dieser Region gehören die Stadtteile Hardt-Mitte, Hardter Wald, Venn, Windberg, Waldhausen, Am Wasserturm, Westend, Gladbach, Ohler, Dahl und Eicken. Verteilt über diese Stadtteile nutzen in der Region 170 Menschen mit Behinderung unsere kleinteiligen ambulanten und stationären Wohnangebote. Unsere Mitarbeitenden und wir assistieren den 170 Personen so, dass sie ein möglichst eigenständiges Leben führen können, verstehen uns als Dienstleister und bezeichnen die Personen als Kunden. Diese Bezeichnung nutze ich im weiteren Text.

Ein wichtiges Ziel unserer Arbeit ist die Inklusion. Konkret heißt das für uns, teilzuhaben an der Gemeinschaft, zu partizipieren, im Wohnviertel erkannt und gesehen zu werden, aber auch zu sehen, wer lebt noch in meiner Nachbarschaft, und wo gewünscht Kontakte aufzubauen und zu pflegen. Kontakte zu und in Vereinen zu pflegen, ist nicht neu und gibt es schon lange. Die Teilhabe unserer Kunden in der Nachbarschaft zu unterstützen, fällt uns Mitarbeitenden oft noch schwer. Aktive Beteiligung in der Nachbarschaft, eigene Türen und die von anderen zu öffnen, miteinander ins Gespräch zu kommen, gegenseitige Unterstützung bei Bedarf zu leisten und gemeinsam zu feiern, da wo es gewollt ist. Hört sich doch eigentlich ganz normal an!

Stimmt! In manchen Straßen wird das praktiziert, an vielen anderen Stellen ist es in den letzten Jahren aber auch verschwunden und an manchen Orten ist es völliges Neuland. Deshalb haben wir gemeinsam mit unserem Beirat der Kunden überlegt, was gewünscht ist. Gerade in deren Freizeit kommt hin und wieder mal Langeweile auf. Bedarf an Freizeitbeschäftigung wird mal mehr und mal weniger und verändert sich auch. Wo man früher gerne aktiv war, ist heute Kaffee trinken und ein wenig plaudern über Gott und die Welt angesagt. Der Trend in der Gesellschaft, sich immer mehr zu individualisieren, ist spürbar. Wir haben einen Arbeitskreis gebildet, dessen Aufgabe und Ziel es ist, Kooperationspartner zu suchen, mit denen gemeinsam inklusive Freizeitaktionen organisiert werden können.

Damit diese Aufgabe auch gelingen kann, war es erstmal wichtig, die Begrifflichkeit des schwierigen Wortes INKLUSION zu klären. Alle Mitarbeitenden und drei interessierte Kunden des Beirates haben sich über dieses Wort in einer Regionalkonferenz ausführlich ausgetauscht. Danach entstand der schon genannte Arbeitskreis, bestehend aus den drei Kunden des Beirates, sechs Mitarbeitenden aus der Region und der Regionalleitung. Gerade die direkte Mitarbeit der drei Kunden ist wichtig, sie vertreten die Kunden der Region und wissen, welche Bedarfe die anderen Kundinnen und Kunden haben.

Bei unserem ersten Treffen wurden viele Gedanken und Ideen benannt. Das Ergebnis waren vier Freizeitthemen-Blöcke: **Aktiv, Spielen, Kreativ und Garten.** In der Jahressitzung des Kundenbeirates wurde den anwesenden Kunden das Ergebnis präsentiert und eine Befragung durchgeführt. In der ersten Sitzung des Arbeitskreises erzählten Herr Ulrich Nolte und Herr Jörg Stuhlmacher über die positiven Kontakte zum Margarethen-Garten, einer Initiative des Vereins „Waldhaus 12 e.V.“ im Stadtteil Eicken. Darauf hin haben wir zur zweiten Sitzung Frau Constanze Schulte, die 1. Vorsitzende des Vereins eingeladen. Nachdem wir Frau Schulte über unseren Auftrag und unsere Visionen informiert hatten, erschien ein Lächeln auf ihrem Gesicht. Genau unser Anliegen entspricht den Zielen des Vereins „Waldhaus 12 e.V.“. Es entstanden erste Ideen der Zusammenarbeit, der Kooperation und Partizipation.

Gemeinsam mit den Menschen im Stadtteil Eicken – und damit sind alle gemeint, die Interesse haben – die Ehrenamtlichen des Waldhaus 12 e.V., die Kunden und Mitarbeiter der Hephata Wohnen gGmbH, und auch alle Kinder, Väter, Mütter, Schüler, Studenten, Senioren, aus der ganzen Nachbarschaft soll etwas entstehen das Begegnung ermöglicht, das vielfältig ist und den Bedarf im sozialen Raum in Eicken und Umfeld deckt.

Das erste, offene und inklusive Singen und Musizieren im Margarethen-Garten wurde inzwischen gemeinsam organisiert und durchgeführt. Da der Margarethen-Garten im wörtlichen Sinne auch ein gemeinsam betriebener Garten im Stadtteil Eicken ist, unterstützt man sich beim Blumengießen in Abwesenheitszeiten. Und glauben Sie mir, das ist viel Arbeit. Bei der Gartenarbeit entstehen Kontakte, so wie sich das in guter Nachbarschaft gehört. Und wenn zum Beispiel ein Zelt gebraucht wird, ist es kein Problem es auszuleihen. An einer Wand in der Nähe des Margarethen-Gartens hat Hephatas Atelier Strichstärke einen kreativen Workshop „**StreetArt/Graffiti**“ für Menschen mit und ohne Behinderung unter Anleitung des Kölner Künstlers Max John durchgeführt. Das entstandene Werk von 2 mal 10 Metern verschönert den Stadtteil deutlich und ist ein sichtbares Zeichen der Zusammenarbeit.

In der Planung sind derzeit ein Theater-Workshop und die gemeinsame Organisation und Durchführung eines Kinder-Weihnachtsmarktes im Dezember.

Neben der guten Arbeit in Eicken, gibt es auch Schönes zu erzählen aus der Nachbarschaft des Wohnhauses am Metzenweg. Nach eineinhalb Jahren Leerstand des Hauses wegen notwendiger Umbauarbeiten, wurde im Mai dieses Jahres die Neueröffnung gefeiert. Natürlich wurden auch die Nachbarn eingeladen, aber dass die Anzahl der Besucher so groß war, hat uns alle überrascht. Nachdem die Feier zu Ende war, saßen an einem Tisch noch Nachbarn und eine Zahl von Kunden des Hauses, die sich viel zu erzählen hatten. Es wurde gelacht und alle hatten viel Spaß. Hierbei entstand die Idee, sich vierteljährig gemeinsam zu treffen.

Platz ist im Garten der Wohngemeinschaft Metzenweg ausreichend vorhanden und alle Nachbarn könnten Kaffee und Kuchen zum Treffen mitbringen. Es blieb nicht nur bei einer guten Idee. Tatsächlich hat das erste Treffen am 4. Juli stattgefunden und der nächste Termin ist auch schon geplant.

Leben in Nachbarschaft – oder Orientierung im Sozialraum, wie man heute sagt – entwickeln wir Stück für Stück und alle, die es wünschen, profitieren davon.

Bart Schouenberg hat in den Niederlanden seine Ausbildung gemacht und dort 14 Jahre mit Menschen mit Behinderung gearbeitet. Seit dem 1.2.1997 arbeitet er bei der Stiftung Hephata und leitet derzeit die Region Mönchengladbach Nord.

Der gemeinnützige Verein „**Waldhaus 12 e.V.**“ wurde am 3. Oktober 2011 gegründet. Er basiert ausschließlich auf ehrenamtlichem Engagement. Seine Zielsetzung ist die Bereicherung des kulturellen Lebens im Stadtteil Eicken durch soziale, künstlerische und kulturpädagogische Projekte. Die Aktionen reichen vom Wohnzimmerkonzert über Kunstausstellungen bis zum Kinderferienprogramm.

Der Verein betreibt das **Projekt Margarethen-Garten** – eine Brachfläche, die zum blühenden Bürgergarten wurde – und das Ladenlokal „Lalo“ als öffentliches Wohnzimmer (ermöglicht durch die freundliche Unterstützung der Dr. Langen Liegenschaften). Gründungsmitglied und 1. Vorsitzende des Vereins ist Constanze Schulte, MA Kulturpädagogik und Kulturmanagement.

„Als ich in die Seniorenresidenz kam, dachte ich: Hier werde ich begraben!“

sagt ein 42jähriger Mann, der einen Schlaganfall erlitten hat*

BITTE HELFEN SIE MIT IHRER SPENDE, adäquaten Wohn- und Lebensraum für Menschen mit Gehirnverletzungen zu schaffen! Ein neues ZUHAUSE!



rechts: Haus am Baumlehrpfad
unten: Bewohner des Hauses bei der Bewältigung ihres Alltags.



Ein Schlaganfall, Verkehrsunfall, Herzstillstand oder Gehirntumor – kurz: der „Einschlag“ im Gehirn – kann so zerstörerisch sein wie der eines Kometen. Verwüstungen nicht nur an der „Einschlagstelle“ sondern in der gesamten „Umgebung“: im Körper, an Geist und Seele und als Folge in der Familie, im Freundeskreis und am Arbeitsplatz.

Diagnose: Schädel-Hirn-Trauma. Lebenslänglich!

Jahre können vergehen, bis das Gehirn realisiert, dass es selbst verletzt ist. Es lässt uns lallen, Doppelbilder sehen, lässt uns Menschen nicht erkennen, unser Ich vergessen, zerstört unsere Erinnerungen, manipuliert unsere Persönlichkeit, lässt uns zu „Pflegebedürftigen“ werden. Der Sitz unseres Ichs, unsere zentrale Steuereinheit: defekt!

Menschen mit erworbenen Hirnschäden haben häufig Vergangenheit und Zukunft gleichzeitig verloren: „Früher war ich Studentin, Ingenieur, Techniker ... Vater, Mutter...“. Das Wissen darum ist noch da! Aber das Können nicht mehr. Und mit dem Gehirn ist die Seele verletzt und die verkraftet das Trauma kaum.

Auch für die pflegenden Angehörigen ist die Belastung enorm: zu viel verlorene Hoffnungen, zu viel Mit-Leid. Gefühlter 24-Stunden-Dauer-Dienst für das ständige Umsorgen der äußerlich wieder „Gesunden“, die sich im Leben nicht mehr zurechtfinden. Viele Angehörige sind allein gelassen mit der Verantwortung, der Überlastung und dem eigenen Kummer. Sie brechen zusammen oder gehen einfach davon.

In der Folge „landen“ Menschen mit Hirnverletzungen im Pflegeheim für Senioren oder wenn es schlecht läuft in der Psychiatrie.

Ein flächendeckendes adäquates Wohnangebot für Menschen mit erworbenen Hirnschäden existiert in Deutschland nicht.

* Quelle: <http://neuronaales-netzwerk.org/rat-info/neuroinfo-merkblaetter/>

Hephata hilft: Seit 2011 gibt es in Mönchengladbach am Baumlehrpfad ein Haus für zwölf Menschen mit erworbenen Hirnschäden. Hier dürfen sie sein wie sie sind: langsam, unsicher, schweigsam, vergesslich. Sie behalten ihre Würde! Jeder und jede lebt im eigenen Zimmer, pro Etage ein gemeinsames Wohn- und Esszimmer. Begleitet und gefördert werden sie von einem 18-köpfigen Assistenz-Team, das vor allem die Selbständigkeit der Menschen unterstützt und trainiert. Geduldig jeden Tag dieselben Fragen beantwortet.

Es lohnt sich: Das Gehirn ist plastisch, es kann sich regenerieren, neu „verdrahten“, kann Fähigkeiten quasi mit anderen Schaltkreisen wieder herstellen.

Manches kommt irgendwann zurück, keiner kann vorhersehen was und wann. Die Arbeit im Haus am Baumlehrpfad zeigt Erfolge. Andere Betroffene wünschen sich auch so einen Wohnplatz, Angehörige brauchen dringend Entlastung: **deshalb plant Hephata jetzt ein zweites Haus!**

Doch ohne Sie geht es nicht: Helfen Sie bitte mit Ihrer Spende. Damit immer mehr Menschen mit einer Gehirnverletzung eine Chance auf ein zweites Leben, auf ein neues Zuhause haben.

Spendenkonto, Stichwort: Neues ZUHAUSE

IBAN: DE84 3506 0190 0000 0011 12 BIC: GENODED1DKD





Kein Ich ohne Wir oder HEIMATmachen.

Helge Zander*, 21, lebt seit einigen Monaten in einer Wohngemeinschaft für junge Menschen mit Behinderung im Stadtteil Muster-siedlung* von X-Stadt*. Davor hat er mit seinen Eltern und seiner jüngeren Schwester im 30 Kilometer entfernten Y-Ort gewohnt. Er ist seit zwei Jahren in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung beschäftigt. Er arbeitet dort in der Garten- und Grünpflege. „Draußen in der Natur gefällt mir“, sagt er, wenn man ihn auf seine Tätigkeit anspricht.

Helge Zander trommelt. Schon als kleiner Junge hatte er getrommelt. Mit Buntstiften auf dem Tisch, auf Töpfen und Pfannen. Seine Eltern hatten es zunächst zu unterbinden versucht, aber in der Förderschule erkannte die Lehrerin Frau Drammen sein Talent. Viele Jahre war Helge in der Schützenkapelle von Y-Ort. Das Vereinsleben und die Musik spielten eine große Rolle in Helges Leben.

Helge Zander möchte gerne den Führerschein machen. „Busfahrer“ lautet sein Berufswunsch. Aber bis dahin nutzt Helge den öffentlichen Nahverkehr selber, als Fahrgast. Mit dem Bus kommt er tagsüber gut von Ort zu Ort. Er fährt selbständig zum Arbeitsplatz und zum Einkaufen. Auch an seinem neuen Wohnort gibt es eine Schützenkapelle. Aber irgendwie traut sich Helge da nicht hin. Dies ist ähnlich mit dem Kontakt zur Kirchengemeinde in seinem neuen Wohnort. Da wo er mit seinen Eltern wohnte, da besuchte er nachmittags auch das kirchliche Jugendzentrum. Helge Zander ist unglücklich. Er hat sich eigentlich gefreut, endlich von zuhause ausziehen zu können. Denn das machen alle Menschen, wenn sie erwachsen werden.

Aber so hat er sich das nicht vorgestellt. Er wusste nicht, dass viele der Aktivitäten und Beziehungen, die ihm wichtig waren, nun nicht mehr aufrechterhalten werden können. Helge Zander würde am liebsten wieder nach Hause ziehen.

Der Mensch im (sozialen) Raum. Der Mensch als gemeinschaftliches Wesen muss stets auch seine Individualität und Identität ausbilden. Autonomie bedeutet dabei aber keinesfalls Egoismus, sondern „ein Leben auf der Suche nach einem Dasein mit anderen für andere“¹. Nur ein selbstbestimmtes Ich kann Wesentliches zum Wir beitragen. Wichtige Sozialisationsinstanzen sind dabei Familie, Schule und die Gruppe der Gleichaltrigen. Darauf aufbauend öffnet sich der Mensch im Erwachsenwerden anderen Gruppen, schließt neue Kontakte, entwickelt neue Rollen in neuen Gruppen, erkennt sich selbst im Spiegel der anderen. „Ich kenne die anderen und die anderen kennen mich“.

Menschen bilden subjektive Landkarten aus.

Persönlich bedeutsame Beziehungen sind untrennbar verknüpft mit räumlichen Bezugspunkten, also Orten, an denen Bedeutsames erlebt wird. Menschen bilden subjektive Landkarten aus, innere Vorstellungen, wie sich ihre persönlich bedeutsamen Beziehungen räumlich verteilen, sozusagen „Geographien des eigenen Lebens“². Darum gehört zum Sich-Kennen auch das Sich-Auskennen. Damit kommt der Selbstständigkeit in der Orientierung eine hohe Bedeutung für das „Heimatmachen“³ des Menschen zu. Heimat entsteht dabei durch alltägliche Handlungen.

Betrachten wir Martina Mauer*, 43. Frau Mauer lebt seit ihrem dritten Lebensjahr in einer Komplexeinrichtung in einer Gruppe für Menschen mit hohem Assistenzbedarf und herausforderndem Verhalten. Ihr Leben ist geprägt von Gruppenwechseln, wechselnden Bezugspersonen, Aufenthalt in Kliniken. Die existentiellen Entscheidungen ihres Lebens trafen stets andere Menschen für Frau Mauer. Überdies ist Frau Mauer nie allein. In vielen Jahren maximaler Assistenz hat Frau Mauer das Wünschen gelernt.⁴ Man merkt ihr an, dass sie gern vor dem Tabakladen um die Ecke steht, weil sie mit Genuss einatmet und sich dabei vor und zurück wiegt. Kann die Idee der Sozialraumorientierung auch für Menschen wie Frau Mauer ein Mehr an Lebensqualität bedeuten?

In der Idee der Sozialraumorientierung bündeln sich die Hoffnungen auf ein selbstbestimmtes Leben von Menschen mit geistiger Behinderung.

Welche Aufgaben haben nun HeilerziehungspflegerInnen in diesem Zusammenhang?

Für Frau Mauer könnte das bedeuten: HeilerziehungspflegerInnen assistieren ihr beim „Heimatmachen“, beim „subjektiven Kartographieren“⁵, beim Erstellen ihrer inneren Landkarte persönlich bedeutsamer Bezugspunkte. Dies setzt zunächst voraus, dass die Assistenzgeber die Umgebung und die Infrastruktur der Wohnstätte von Frau Mauer selbst gut kennen.

Aber vor allem gilt es, Frau Mauer subjektive Landkarte zu entdecken und deren Nutzung im Alltag zu unterstützen. Und zwar auch dann, wenn Frau Mauer persönlich bedeutsamer Supermarkt weiter entfernt ist als der um die Ecke liegende Discounter. Und auch dann, wenn der Weg am Tabakladen vorbei einen Umweg zum Supermarkt bedeutet. Dazu gehört auch, Frau Mauer ein ihren Fähigkeiten angepasstes hohes Maß an Orientierung zu bieten. Assistenz bedeutet auch, Kontakte für Martina Mauer zu knüpfen, sie bekannt zu machen in ihrem Sozialraum mit den Orten und Menschen, mit denen sie alltägliche und besondere Erlebnisse verbindet.

Helge Zander benötigt ebenfalls Assistenz beim „Heimatmachen“. Für ihn ist es wichtig, einen Teil seiner inneren Landkarte zu erhalten, diese aber um Bezugsräume in seiner neuen Wohn- und Lebenssituation zu erweitern. Der Auftrag der Fachkräfte der sozialen Betreuung liegt dann darin, die Haltung des „kein Ich ohne Wir“ zugeschnitten auf Helge Zander im Alltag umzusetzen.

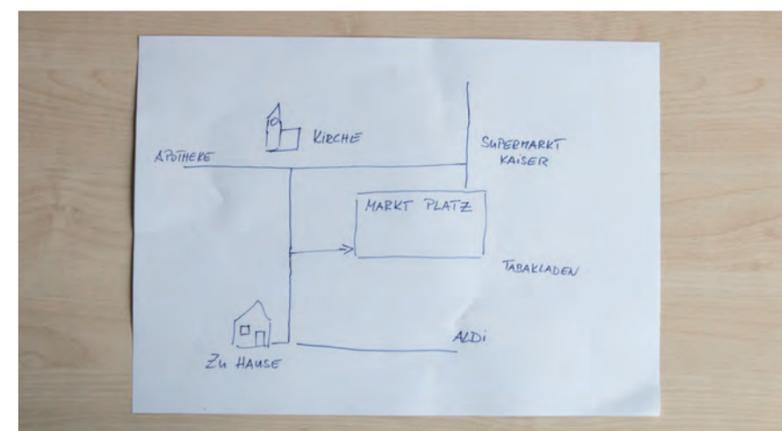
Vielleicht könnte Martina Mauer eines Tages allein, ganz für sich, vor dem Tabakladen stehen und den Tabakduft genießen. Weil der Inhaber sie kennt und sie zurück zur Ecke bringt, wenn sie genug hat. Und einen kurzen Anruf an einen Assistenten tätigt, der ihnen entgegengieht.

Die Berücksichtigung ihres inneren Plans könnte einen hohen Gewinn an Lebensqualität für Frau Mauer bedeuten, aber auch für ihre Gruppe, die Frau Mauer nun selbstständiger erlebt, für die Assistenten, die sich trauen, ihr mehr zuzutrauen, für den Inhaber des Tabakladens, für andere Passanten und letztlich für uns alle. Kein Ich ohne Wir. Heimatmachen ...⁶

*die genutzten Namen sind zufällig gewählt

Stefanie Rüdiger, Diplom-Psychologin, seit 2008 Lehrerin am Hephata Berufskolleg, Leitung des Bildungsgangs Heilerziehungspflege

Karsten Bron, Studium der Rechts- und Verwaltungswissenschaften, seit 2005 Unterrichtstätigkeit am Hephata Berufskolleg. Seit 2010 dort stellvertretender Schulleiter.



¹ Vgl. Ulrich Beck, Ohne Ich kein Wir, in „Die Zeit“ Nr. 35 vom 23.8.1996, S. 10f.

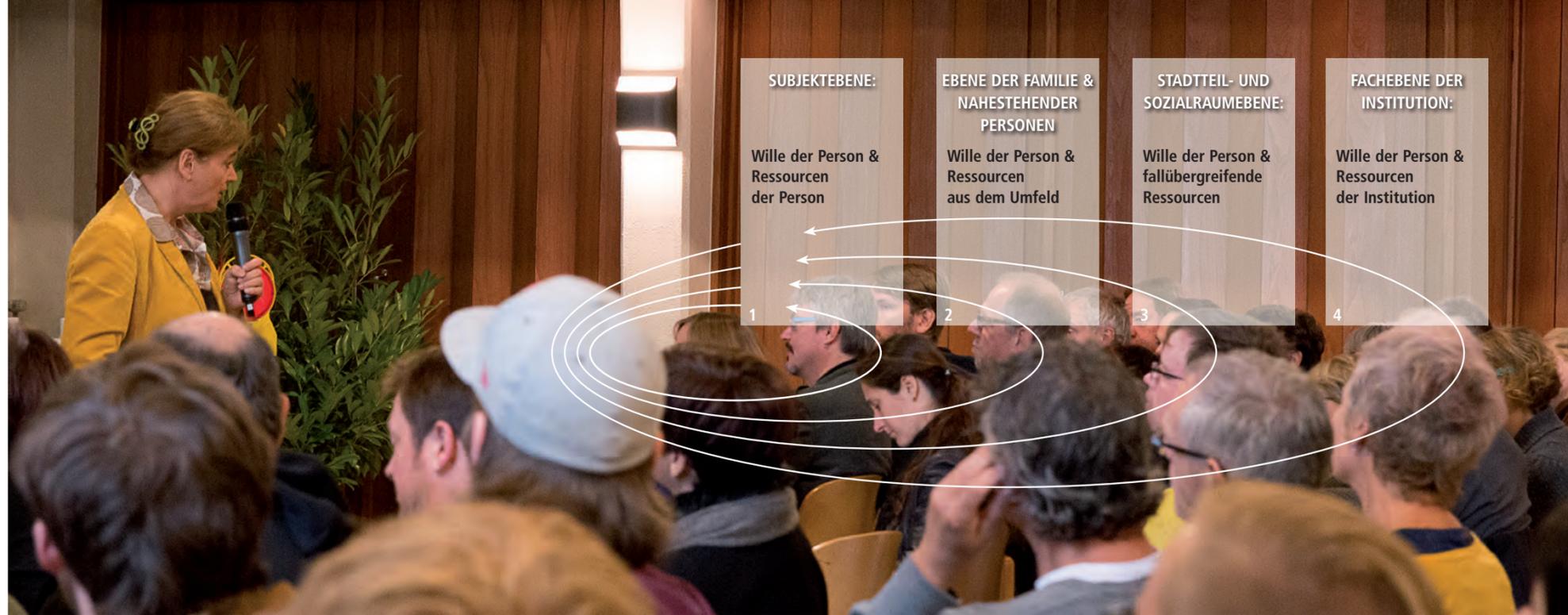
² vgl. Daum, Egbert: Subjektives Kartographieren, HYPERLINK "http://www.sozialraum.de" www.sozialraum.de, Ausgabe 1/2011 (Datum des Zugriffs 19.09.2014).

³ Vgl. ebd.

⁴ Siehe zum Begriff „erlernte Bedürfnislosigkeit“: Theunissen, Georg (Hg.): Verhaltensauffälligkeiten – Ausdruck von Selbstbestimmung? Bad Heilbrunn 2000, S. 197.

⁵ Vgl. Deinet/Krisch: Subjektive Landkarten. In: www.sozialraum.de, Ausgabe 1/2009 (Datum des Zugriffs: 21.08.2014) zur Methode der „Subjektiven Landkarten“ (Mental-Maps).

⁶ vgl. Daum 1/2011.



INKLUSION und TEILHABE

brauchen sozialraumorientiertes Denken & Handeln

Text: Dieter Kalesse Fotos: Udo Leist Grafik: Maria Lüttringhaus

Blitzlichter vom Fachtag am 26. September 2014

„Wir widmen uns engagiert den familiären und persönlichen Netzwerken der Menschen sowie den Nachbarschaften, in denen sie leben.

Wir stärken Gemeinschaften, die sich für neue Erfahrungen und Begegnungen öffnen. (...)

Wir streben nach Verhältnissen, in denen alle Menschen – unter Wahrung ihrer Menschen- und Bürgerrechte sowie Würdigung ihrer Individualität – ihre Lebens- und Entwicklungsräume erhalten und eine Teilhabe am Gemeinwesen erfahren.

Diesem Ziel dient die gesamte unternehmerische Leistung Hephata.“

Diese Sätze aus dem Leitbild der Stiftung Hephata in der alltäglichen Arbeit umzusetzen ist und bleibt eine ständige Herausforderung, die sowohl perspektivisches Denken wie auch Reflektion des eigenen Handelns voraussetzt. Deshalb fand in der Region Mönchengladbach der Hephata Wohnen gGmbH am 26. September der Fachtag „Sozialraumorientierung“ statt, an dem etwa 80 Mitarbeitende der Stiftung und 20 Gäste von anderen Anbietern der Behindertenhilfe, vom Thema tangierte Mitarbeitende der Stadt Mönchengladbach und des Landschaftsverbandes Rheinland teilnahmen.



„Zu den häufigsten Missverständnissen im Rahmen sozialraumbezogener Arbeit gehört die Vorstellung, dass sozialraumorientierte Herangehensweisen neben der Fallarbeit zusätzlich geleistet werden sollen. Statt dessen gilt es, überwiegend Arbeitsweisen und Methoden zu verstärken, die die Mitarbeitenden im Bereich der sozialen Arbeit unterstützen den ‚Fall im Feld‘ zu bearbeiten, also für Lösungswege nicht nur auf die Ressourcen der Person und ihres direkten sozialen Umfeldes, sondern verstärkt auch auf die Ressourcen des Sozialraums zurückzugreifen. (...) In diesen Ressourcen des Sozialraumes liegen häufig die ‚normaleren‘, lebensweltorientierteren Lösungen als in den ‚künstlicheren‘ institutionellen Hilfen. Das sind die Angebote von Vereinen, aber auch von öffentlichen Institutionen, die von breiten Teilen der Bevölkerung genutzt werden, wie Sport-

vereine, Jugendgruppen, Kirchengemeinden, Familienbildungsstätten oder Selbsthilfe-Initiativen. Diese Angebotsformen sind nicht nur ‚normaler‘ sondern auch noch verfügbar, wenn die finanzierten Hilfesysteme sich verabschieden, weil Kosten im Sozialbereich zurückgefahren werden.“



„In unseren Qualifizierungsreihen im Rahmen der Umorganisation – z.B. im Bereich der Arbeit der Sozialen Dienste – nach dem Fachkonzept Sozialraumorientierung stießen wir immer wieder auf das Phänomen, dass im Rahmen der Hilfeplanung das Ideenspektrum für die weiteren Vorgehensweisen gelinde gesagt sehr überschaubar und bei den Lösungswegen vielfach auf die professionelle Fachebene ausgerichtet war. Im Mittelpunkt der Beratung stand oftmals die Frage: ‚Welche Hilfe ist die richtige?‘ Dementsprechend bezogen sich die Ideen der professionellen Hilfen, entsprechend dem Spektrum der üblichen professionellen Hilfen des Arbeitsbereiches. Andere durchaus auch kleinteiligere Ideen, die auf den Fragen basieren: ‚Was kann bei den Personen/Betroffenen selbst angeregt werden? Wie kann das soziale Umfeld mit einbezogen werden? Welche Unterstüt-

zungsangebote im Sozialraum könnten genutzt werden?‘ – blieben weitgehend auf der Strecke. Im Vordergrund standen somit Lösungsansätze, die auf der standardisierten professionellen Hilfe fußten, gegebenenfalls noch mit dem Blick, was Klienten selbst oder enge Familienmitglieder anders machen könnten. Gleichzeitig dominierte oftmals der Defizitblickwinkel. Der ‚Fall‘ wurde oftmals diagnostisch erfasst, aber in der Tendenz mit dem Schwerpunkt auf den defizitären Aspekten. Der Grundsatz ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ wurde damit nicht befördert. Sozialräumliches Denken ist ein an Menschen-Stärken orientiertes Denken, ein Denken in vernetzten Strukturen, interessiert an ganzheitlichen Lösungen, an Unterstützung statt an aufkotroyierter Hilfe.



Ressourcenorientierung lenkt den Blick so frühzeitig wie möglich auf das gesamte Spektrum der Ressourcen. Fehlt dieses Denken, ist die Folge, dass lebensweltnahe Hilfesettings eher in weite Ferne rücken. Nur wenn das gesamte Ressourcenspektrum auf den Tisch kommt, d.h. die Ressourcen der Person, des sozialen Umfeldes und des Sozialraumes und dazu die materiellen Ressourcen, können maßgeschneiderte und lebensweltnahe Lösungen gestaltet werden.“



„Ohne Kenntnisse der Ressourcen des Sozialraumes können Fachkräfte nur sehr bedingt lebensweltnahe Lösungen entwickeln. Deshalb sollten die Fachkräfte im Sozialraum Kontakt zu Menschen und Institutionen suchen und so ihr Wissen über nützliche Angebote aufbauen. Hier ist die sogenannte ‚fallunspecifische Arbeit‘ erforderlich, um sich für die Fallberatung vorzubereiten. So können Fachkräfte ein Gefühl entwickeln, welche Qualität sich hinter welcher Ressource verbirgt. Wie z.B. der Umgang eines Fußballtrainers mit einem ‚nicht regelkonformen‘ Jugendlichen ist, wie in einem Bürgerzentrum auf einen Menschen mit Lernschwierigkeiten reagiert wird.“

Adressbücher, ‚Wegweiser‘ oder Internetseiten über Angebote im Sozialraum sind in diesem Sinne also lediglich hilfreich als Nachschlagewerke, geben aber keine Auskunft darüber, wer für wen ‚das richtige Händchen hat‘.“

Dieter Kalesse

Kontakt: www.luettringhaus.info



Runner, Walker, Supporter, Cheerleader und ganz viel Fun beim Run & Fun

Schon zum dritten Mal in Folge war Hephata mittendrin statt nur dabei: Bei bestem Wetter beteiligten sich 106 Mitarbeitende des Unternehmens Hephata am Mönchengladbacher Firmenlauf Run & Fun. 80 Läufer und Walker, 17 Supporter und neun Cheerleader sorgten auf und neben der Strecke dafür, dass das größte Mönchengladbacher Firmen- und Sportereignis ein toller Erfolg werden konnte.

Als schnellster Hephata-Läufer rannte Jörg Unruh aus den Hephata Werkstätten mit der Startnummer 631 durchs Zieltor. Mit 19,41 Minuten auf gut fünf Kilometer belegte er Platz 71 von mehr als 2.500 Startern.



Text: Sonja Zeigerer

Run & Fun in Mönchengladbach

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Bundestagsabgeordnete zu Besuch am Spielkaulenweg

„Ist es geplant, die Mindestlohnregelung auch auf Mitarbeitende in anerkannten Werkstätten für Menschen mit Behinderung anzuwenden?“

Am Dienstag, dem 2. September, begrüßte Astrid Stuhl, Vorsitzende des Gesamtwerkstatttrates, die Bundestagsabgeordnete Gülistan Yüksel (SPD) aus Mönchengladbach zu einem Gespräch in der Betriebsstätte Spielkaulenweg. Lange hatte sich der Gesamtwerkstatttrat, der insgesamt 1653 Beschäftigte mit einem Handicap vertritt, mit Unterstützung von Brigitte Görke, als Vertrauensperson, und Tobias Jarvers, als Vertretung der Werkstattleitung, auf dieses Gespräch vorbereitet; denn es war eine Premiere. Zum ersten Mal trat der Gesamtwerkstatttrat ganz direkt in den Dialog mit einer Spitzenpolitikerin – was in der Regel eher auf der Ebene Vorstand und Geschäftsleitungen stattfindet.

Weiter erklärte sie, dass im Koalitionsvertrag – überhaupt zum ersten Mal – das Ziel festgeschrieben sei, die Chancen von Menschen mit Handicap auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen und zu fördern. Paul Moll, erster Vorsitzender des Werkstatttrates der Betriebsstätte Karl-Barthold-Weg, stellte schließlich die in der Überschrift zitierte Frage, ob es geplant sei, den Mindestlohn von 8,50 Euro auch auf Mitarbeitende in Werkstätten anzuwenden. Natürlich waren Frau Yüksel und ihr begleitender wissenschaftlicher Mitarbeiter, Tobias Paszek, auf diese Frage vorbereitet. Sie führten aus, dass eine gleiche Frage an den Petitionsausschuss des Bundestages gegangen sei, der darauf geantwortet – und damit den Stand der Dinge derzeit geklärt – habe:

Mitarbeitende in Werkstätten hätten einen besonderen Schutzraum und andere finanzielle Bedingungen, so dass der Mindestlohn auf sie nicht anzuwenden sei. Diese Antwort ist zwar Realität, stellte den Werkstatttrat aber nicht zufrieden. Paul Moll stellte für sich klar, dass er lieber einen Mindestlohn von 8,50 habe und dann nicht mehr auf unterstützende Finanzierungen, wie Grundsicherung oder Wohngeld angewiesen sei, auf die er dann auch gern verzichten würde. Es sei eben ein besseres Gefühl, sich seinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen.

Dieter Kalesse

„Wie werden Barrieren in den Köpfen von Entscheidern in Betrieben der Wirtschaft abgebaut?“, mit dieser Frage machte Astrid Stuhl den Aufschlag, nachdem der stellvertretende Vorsitzende, Rolf Meurer, Frau Yüksel über die Werkstätten und die Aufgaben des Werkstatttrates informiert hatte. „Wichtig ist, dass Entscheider erkennen, was Menschen wie Sie jeden Tag in den Werkstätten leisten“, begann Frau Yüksel ihre Antwort und führte aus, wie beeindruckt sie bei einem vorherigen Besuch von dem war, was täglich in den Hephata Werkstätten geleistet wird.



2015 werden zwei neue Wohnhäuser bezogen

Die Hephata Wohnen gGmbH feierte jetzt zwei Baustellenfeste: Am 26. September 2014 in Meerbusch-Bovert am Kamperweg 27 und am 3. November an der Lorenz-Görtz-Str. 166 in Mönchengladbach.

Das Haus in Meerbusch wird vom Investor Sommer Baustatik GmbH gebaut. Es hat einen großen Garten und wird von 12 Menschen mit Behinderung bezogen werden.

In dem Haus in Mönchengladbach werden 14 Personen in drei Wohngemeinschaften leben, Investor ist die Jessen Baugesellschaft Mönchengladbach.



Baustelle Kamperweg



Baustelle Lorenz-Görtz-Straße

36 Auszubildende als Heilerziehungspfleger und fünf angehende Erzieher begannen am 1. August ihre Ausbildung



Alina Bongs ist mit ihren 18 Jahren die jüngste von insgesamt 41 Auszubildenden, die am 1. August ihre Ausbildung bei der Stiftung Hephata begonnen haben. Sie will Heilerziehungspflegerin werden. Ihre Praxisstelle im Rahmen der berufsintegrierten Ausbildung am Hephata Berufskolleg hat sie im Wohnhaus für schwerbehinderte Jugendliche in Meerbusch-Osterath gefunden. Von der Ausbildung erwartet Alina: „Dass ich viel über Behinderungen lerne und im Alltag erfahre, ob dieser Beruf für mich wirklich stimmt!“

Nach dem Fachabitur hat sie zuerst ein einjähriges Praktikum an einer Förderschule gemacht und in ihrer Freizeit begleitet sie in ihrem Wohnort Linnich häufig einen jungen Mann im Rollstuhl zum Eisessen oder ins Kino. So ist bei ihr der Wunsch entstan-

den, sich beruflich für die Arbeit mit Menschen mit Behinderung zu qualifizieren. Für die Stiftung Hephata hat sie sich entschieden, weil „... ich Gutes darüber gehört habe.“

Da die Stiftung Hephata Angebote für 2.500 Menschen mit Behinderung an 34 Orten in NRW macht, sehen sich die Auszubildenden als Gesamtgruppe nur sehr selten. Mit 116 Kilometern Entfernung liegt der Ausbildungsplatz von Marvin Klein (20 Jahre) im Hephata-Wohnhaus in Schleiden (Eifel) am weitesten vom Stiftungssitz Mönchengladbach entfernt. Den theoretischen Teil seiner Ausbildung absolviert Marvin am Berufskolleg – Lebenshilfe Akademie – in Hürth. Er hat sich bei Hephata beworben, weil es „einen kompetenten Eindruck als Sozialunternehmen“

auf ihn gemacht hat. Eigentlich wollte er Industriemechaniker werden, aber durch ein Freiwilliges Soziales Jahr in einer Werkstatt für behinderte Menschen ist in ihm der Wunsch gewachsen, beruflich lieber mit Menschen als mit Maschinen zu tun zu haben.

Für eine Ausbildung im Bereich sozialer Arbeit ist es nie zu spät. Claudia Jenniches (49 Jahre) gehört zu den ältesten Auszubildenden. Zweieinhalb Jahre hat sie als Helferin im Hephata-Wohnhaus in Odendorf gearbeitet, bevor sie sich entschloss, noch einmal eine Ausbildung zu beginnen. Ihr Ausbildungsplatz ist im Hephata-Wohnhaus in Meckenheim, den theoretischen Teil der Ausbildung absolviert sie am IWK in Köln-Deutz. Jenniches möchte mehr über Formen von Behinderungen erfahren, um Menschen gezielter und besser als bisher unterstützen zu können. Sie möchte die Ausbildung gut abschließen und danach verantwortlich eine Vollzeitstelle – gern auch im Bereich des ambulant betreuten Wohnens – übernehmen. „Ich möchte einfach mehr tun können als eine Helferin“, sagt sie.

Der erste Ausbildungstag war schonmal super! Dank des guten Wetters lernten sich Alina Bongs, Marvin Klein, Claudia Jenniches und alle anderen Auszubildenden in kleinen Arbeitsgruppen an der frischen Luft unter blauem Himmel kennen!

Dieter Kalesse



Hephata Crossing 2014:

So viel Kreativität, so viel Nachdenken, so viel gemeinsam!

Das Crossing: Schnitzeljagd, Nachtwanderung und Kanufahren für mehr Miteinander

Verantwortungsbewusstsein, Teamkreativität, Selbsteinschätzung – das sind einige der Fähigkeiten, die das erlebnispädagogische Wochenende der Hephata Jugendhilfe - das Hephata Crossing - den teilnehmenden 70 Kindern und Jugendlichen zwischen neun und 18 Jahren vermitteln will. Die Jugendlichen sind beim Hephata Crossing drei Tage in Teams unterwegs, lösen die unterschiedlichsten Aufgaben von Klettern bis Kanufahren und machen neue und ungewohnte Erfahrungen.

Das Crossing fand in diesem Jahr Ende August statt. Nachmittags war die offizielle Eröffnung, direkt danach begann der Wettkampf. Die 15 teilnehmenden Teams waren aufgefordert, einen kreativen Lösungsweg für die gestellten Aufgaben gemeinsam zu entwickeln und diesen Weg auch zu gehen. Insofern wurden weniger Zeiten oder Ergebnisse bewertet als vielmehr Team-Kreativität, das soziale Miteinander und das zielorientierte Handeln als Team.

Zunächst bastelte jedes Team ein Maskottchen. Danach ging es gleich weiter mit der nächsten Teamaufgabe im Niedrigseilklettergarten. Hier musste als Gruppe die Strecke bewältigt werden, ohne den Kontakt zu den Team-Mitgliedern zu verlieren. Um 20.30 Uhr startete dann die Nachtwanderung im Wald um Schloss Rheydt herum. Acht Prüfungen warteten unterwegs, die alle Gruppen mit viel Bravour und noch mehr Mut bewältigten.

Unterstützung ohne Ende: Stockheim & Danone

Am Samstag machten sich die Gruppen auf eine 27 Kilometer lange Fahrradtour in Form einer Schnitzeljagd durch die Stadt auf, in deren Verlauf sie zehn Prüfungen zu bestehen hatten. Die Helfer an den Stationen wurden unterstützt von sechs Mitarbeitenden der Firma Danone, die im Rahmen eines Social Days ihre Hilfe zur Verfügung gestellt hatten. Die Bewertung der Fahrradtour kam dann auch von einer Mitarbeiterin von Danone: „So viele Kinder, so viel Kreativität, so viel Nachdenken über das, was sie gemacht haben, das habe ich so noch nicht erlebt.“



Die Mitarbeiter des Düsseldorfer Gastronomie-Unternehmens Stockheim, das die Hephata Jugendhilfe seit Jahren immer wieder mit Kulinarischem und Manpower unterstützt, waren bereits am Nachmittag vor Ort, brachten Kuchen, leckere Salate und Grillwürste mit, so dass nach der anstrengenden Fahrradtour für das leibliche Wohl gesorgt werden konnte. Der Regen störte niemanden mehr, denn das Lagerfeuer am Abend verbreitete wohlige Wärme und eine gemütliche Stimmung.

Am Sonntag machten sich die Gruppen auf zum Volksgartenweiher, um hier die letzte Prüfung - das Kanufahren - zu absolvieren.

Siegerehrung mit Politik- und Sportprominenz

Einige Ehrengäste waren zur Siegerehrung gekommen: Philipp Wichert, Geschäftsführer von Stockheim und Martin Ammermann, Geschäftsführer der Sportstadt Düsseldorf. Die Firma Stockheim unterstützt die Sportstadt Düsseldorf bzw. mehrere Sportler und Sportlerinnen auf ihrem Weg zu den Olympischen Spielen und den Paralympics in Rio. Drei dieser Sportler waren auch mitgekommen: Constanze Stolz, Europameisterin der Junioren im Segeln, Jochen Wollmert, mehrfacher Goldmedaillengewinner bei den Paralympics und Welt- und Europameister im Tischtennis und Sandra Nikolaczik, elfmalige deutsche Junioren-Meisterin im Tischtennis. Die Lokalpolitik gab sich und dem Hephata-Crossing in Person von Hermann-Josef Krichel Meurer, Bezirksvorsteher in Mönchengladbach Ost, die Ehre.

Dieter Köllner ist Leiter der Hephata Jugendhilfe und Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Stiftung Hephata.



Kirchengemeinden sind Teil des Sozialraums!



Sozialraum, Gemeinwesen, Quartier – ist das irgendwie christlich? Christentum spielt sich gewöhnlich in Kirchengemeinden ab. Kirchengemeinden, das sind normalerweise alle Christinnen und Christen in einem bestimmten Ort oder Ortsteil.

Manche sagen, eine Kirchengemeinde besteht aus ihren Mitgliedern und braucht nur für diese da zu sein. Was im Ort sonst noch passiert, braucht sie nicht zu interessieren. Sozialraum, Gemeinwesen, Quartier – das hat mit dem Christentum nichts zu tun.

Andere sagen, Christinnen und Christen waren immer schon für die Welt da, nicht bloß für die Kirchengemeinde. Auch nicht nur für den eigenen Ort, sondern für die ganze Welt.

Der Grund: Die ersten Christinnen und Christen waren beeindruckt von etwas, das für sie so wichtig war, dass sie es der ganzen Welt erzählen wollten. Etwas Unbeschreibliches, das sie trotzdem zu beschreiben versuchten. Sie erzählten, dass Jesus von Nazaret „auferstanden“ sei. Er war gescheitert und als Verbrecher hingerichtet worden, aber sie „sahen“ ihn als All-Herrscher. Was damals passiert ist und ihr Leben veränderte, das ging also die ganze Welt an.

Und das ist heute genau so. Christinnen und Christen können sich wie „Körperteile“ dieses „All-Herrschers“ fühlen. So hat es jedenfalls Paulus von Tarsus in einem Brief an die Christen in Korinth ausgedrückt (1. Kor 12). Christinnen und Christen sind Teil von etwas Großem. Deshalb versuchen sie, durch ihr ganzes Leben Gottesliebe und Nächstenliebe zu ver-„wirklichen“: Durch sie soll Liebe Wirklichkeit werden.

Und weil diese Wirklichkeit mehr ist als die Christengemeinde, ist an deren Grenze nicht Schluss. Diese Wirklichkeit ist anzutreffen im ganzen Quartier, Gemeinwesen, Sozialraum oder wie immer man es nennt. Christinnen und Christen sind, was sie sind, für ihre Gemeinde, für Gott und eben auch für die Welt.

Christliche Lehre ist immer schon inklusiv. Christliche Gemeinden haben das Zeug, dass in ihnen auch sehr unterschiedliche Menschen zusammen Kirche sein können. Und sie wollen es! Die Fälle sind selten, in denen jemand von einer Kirchengemeinde weggeschickt wird. Prinzipiell willkommen sind alle. Das ist die Chance für die Nachbarn der Kirchengemeinde. Sie können kommen, sind willkommen, und einfach dadurch, dass sie dazukommen, verändern sie die Gemeinde. So haben Sozialraum und Kirchengemeinde eine gegenseitige Wirkung aufeinander.

Das ist vielen Mitarbeitenden in Einrichtungen der Behindertenhilfe nur selten bewusst. Die Gemeinden können ihren Kunden, Klienten, Assistenznehmern etwas bieten. Denn in Kirchengemeinden können Menschen, so wie sie sind, etwas Sinnvolles tun, sie können beteiligt sein. Sie können gefordert sein, ohne überfordert zu sein. Sie können sich auf Regelmäßiges verlassen. Sie können wertgeschätzt werden, sich angenommen fühlen. Solche Erfahrungen stehen in Kirchengemeinden allen offen, auch Nichtchristinnen und Nichtchristen.

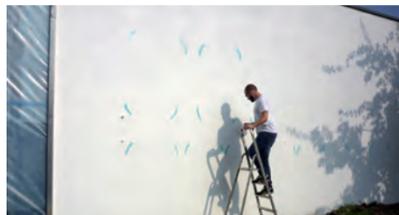
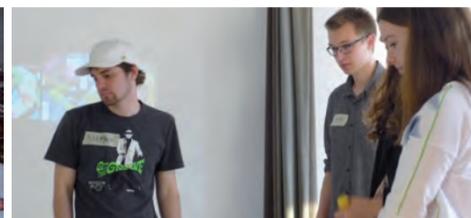
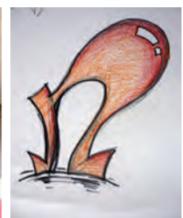
Menschen mit Behinderung können sich als Expertinnen und Experten in eigener Sache auch dort zu Wort melden. Die meisten Kirchengemeinden sind offen dafür. Barrierefreiheit in Gebäuden, in der Kommunikation, in den Köpfen und Herzen werden sie jedenfalls nur mit dieser Hilfe erreichen.

Wolf Clüver (geboren 1960) ist Pfarrer für "Integrative Gemeindegarbeit" im Evangelischen Kirchenkreis Gladbach-Neuss. Am Berufskolleg der Evangelischen Stiftung Hephata gibt er Religionsunterricht. Er ist einer der Seelsorger für den Bereich Hephata im Westbezirk der Evangelischen Christuskirchengemeinde Mönchengladbach.

Das geistliche Wort des **HephataMagazins Nr. 36** „Ich habe keinen Menschen“ stammt aus der Feder von Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx. Versehentlich ist der Text, der sie als Autorin vorstellt, nicht mit abgedruckt worden. Wir holen das an dieser Stelle nach und bitten den Fehler zu entschuldigen:

Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx ist Referatsleiterin für Sozial- und Gesellschaftspolitik im Kirchenamt der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD). Derzeit ist sie Geschäftsführerin der EKD-Ad-Hoc-Kommission zu Inklusion. Sie war in den 80er Jahren Pfarrerin in Mönchengladbach-Wickrath, Diakoniepfarrerin im Kirchenkreis Gladbach und zu Beginn der 90er als Abteilungsleitung im DW Rheinland Mitglied des Kuratoriums von Hephata.

Einbindung in den Sozialraum braucht ein vermittelndes Element **DAS BEISPIEL: ATELIER STRICHSTÄRKE**



Die frisch gestrichene weiße Hauswand an der Steinmetzstraße in Mönchengladbach leuchtet in der Samstagmorgen-Sonne. Vor ihr versammelt sich eine Gruppe sehr unterschiedlicher junger Menschen. Alle neun Personen sind Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Wochenend-Workshops: „Street Art und Graffiti“, den der Kölner Künstler Max John vom 5. bis 7. September 2014 anbietet. Was Beobachtern der Szene nicht auffallen kann: Einer der kunstinteressierten Kursteilnehmer hat eine psychische Erkrankung, drei haben Lernschwierigkeiten (früher als geistigbehindert bezeichnet). Der Kurs ist ein inklusives Angebot von Hephatas Atelier Strichstärke, gefördert von der Euregio rhein maas nord.

Etwa 28 Stunden später am Sonntagnachmittag ist aus der weißen Wand ein Street-Art-Objekt geworden. Der Schriftzug „Kunst verbindet“ als Graffiti gesprayt. Jeder Kursteilnehmer hat ein oder zwei Buchstaben gestaltet. Alle aufeinander abgestimmt ergeben sie jetzt ein harmonisches Ganzes. Verändert hat sich nicht nur die Wand, auch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben Erfahrungen gemacht: in der Auseinandersetzung mit dem Material bei der Umsetzung ihrer Vorstellungen, aber auch im Umgang miteinander erfahren: gemeinsam können wir etwas tun! Sie hinterlassen im Stadtteil ein Zeichen: eine Botschaft, die andere sehen, die hier und da Impulse geben wird.

Wochen später erzählt mir eine Kursteilnehmerin, dass sie jedes Mal ein gutes Gefühl hat, wenn sie auf ihrem Weg in die Mönchengladbacher Innenstadt an „unserer Graffiti-Wand“ vorbei kommt.



Hephatas Atelier Strichstärke stellt sich den Anforderungen der Zeit. Gegründet 1998 als Malwerkstatt für Menschen mit Behinderung hat es bis 2011 auf dem Stiftungskerngelände in Mönchengladbach Freizeit-Kurse für künstlerisch begabte und interessierte Menschen mit Behinderung angeboten. 2012 erfolgte der Umzug des Ateliers in ein Ladenlokal der Citypassage (Hauptstraße 34, Mönchengladbach) in der Fußgängerzone des Stadtteils Mönchengladbach Rheydt. Damit rückte das Atelier Strichstärke – auch die enorme Gestaltungskraft der hier Kunstschaffenden – erstmals in öffentliche Wahrnehmung durch die Bürgerinnen und Bürger.



Seit dem 1. Januar 2013 bietet Strichstärke inklusive Kurse zum künstlerischen Gestalten an, die jeweils zeitlich begrenzt sind, von einem anerkannten bildenden Künstler fachlich geleitet und einer Mitarbeiterin des Ateliers begleitet werden und sich an Menschen mit und ohne Behinderung richten. Dieses Kursangebot wird befristet vom 1.1.2013 bis zum 31.12.2014 durch das Euregio-Projekt „Kunst verbind(e)t“ gefördert, d.h. konkret, dass es sogar um einen grenzüberschreitenden Aspekt – Niederländer und Deutsche gemeinsam in den Kursen – erweitert wird.

Angeboten wurden zum Beispiel folgende Kurse: „Radierungen“ mit der Düsseldorfer Künstlerin Bärbel Esser; „Lebensgroße Figuren“ mit dem Mönchengladbacher Künstler Thomas Klein; „Standpunkte“ und „Dem Zufall auf der Spur“ beide mit dem Aktions-Künstler Norbert Krause oder „Acrylmalerei“ mit Marlene Dammers.

Gestatten Sie mir an dieser Stelle einen kleinen Exkurs: Immer mehr Menschen mit Lernschwierigkeiten oder mit psychischen Erkrankungen leben heute als Mieterin oder Mieter in der eigenen Wohnung. Sie erhalten die für ihr eigenständiges Leben notwendige Unterstützung durch professionelle Begleitung, die nach sogenannten Fachleistungsstunden abgerechnet wird. Dieses System bezeichnen wir als ambulant betreutes Wohnen (kurz: BeWo). Es ist zunehmend an die Stelle der früheren „Heimunterbringung“ getreten und bietet den Menschen sehr viel mehr individuelle Entfaltungsmöglichkeiten und das ist gut so. Die andere Seite der Medaille ist, dass BeWo-Nutzer Gefahr laufen, in ihren Wohnungen zu vereinsamen, weil eine Anzahl von ihnen aufgrund ihres Handicaps Schwierigkeiten hat, auf andere Menschen zuzugehen und sich in Gruppen zurechtzufinden. Und weil realistisch betrachtet, unsere Gesellschaft so funktioniert, dass Personen sich in ihren jeweiligen Gruppen bewegen, denen sie sozial zugehören, und nur die wenigsten dieser Gruppen darauf warten, endlich einen Menschen mit psychischer Erkrankung integrieren zu dürfen.



Für die Lebensqualität von Menschen mit Behinderung, die das ambulant betreute Wohnen nutzen, ist also sozialraumorientiertes Handeln der professionellen Begleiter – die soziale Einbindung der Menschen in ihr Wohnumfeld – eine unerlässliche Aufgabe. Die Begleiter müssen schauen, welche Interessen und Fähigkeiten ihr Klient hat, und mit ihm gemeinsam sehen, wo er eingebunden werden kann. Zum Beispiel in einen Sportverein, in die Gruppe einer Kirchengemeinde, in einem Volkshochschulkurs. In dieser Teilnahme an Gruppen liegt das Potential für Kontakte, neue soziale Bezüge und eventuell soziale Netzwerke, die in den Stadtteil einbinden und das Leben lebenswert machen.

Für die Einbindung von Menschen in den Sozialraum braucht es vermittelnde Elemente. Für Menschen mit künstlerischen Interessen und Fähigkeiten in Mönchengladbach ist heute Hephatas Atelier Strichstärke genau so ein Medium. In den Kursen entstehen über die gemeinsamen Interessen und über das gemeinsame künstlerische Gestalten Kontakte und Beziehungen, die sich in andere Lebensfelder übertragen lassen. Es bietet sich für die sogenannten „Nichtbehinderten“ die Chance, die eigenen sozialen Kompetenzen zu erweitern. Jede und jeder ist am Ende eines Kurses stolz auf sein Werk, besonders dann, wenn diese Werke nochmals in Ausstellungen einer breiten Öffentlichkeit gezeigt werden. In 2014 hatte/hat das Atelier Strichstärke vier Ausstellungen: eine im Februar – übrigens auch mit Werken aus den Niederlanden – im Nassauer Stall des Schloss Wickrath, Mönchengladbach; eine im August in der Evangelischen Stadtkirche in Xanten; eine im Oktober in der Hochschule Niederrhein in Mönchengladbach und eine wird im November 2014 in der niederländischen Gemeinde Peel en Maas sein.



Diese Ausstellungen wirken ebenfalls in Sozialräume – in einen Ort, in eine Studentenschaft – hinein und setzen dort ein Zeichen für gelebte Inklusion, so wie die Graffiti-Wand an der Steinmetzstraße ein Zeichen setzt in den Mönchengladbacher Stadtteil Eicken hinein.

Dieter Kalesse leitet die Abteilung Kommunikation der Evangelischen Stiftung Hephata und ist überzeugt, dass Kunst eine verbindende und sogar heilsame Wirkung hat.

Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen

November 2014



kinder- und familienfreundlich

Samstag, 22. November – 10.00 bis 18.30 Uhr
(Bühnenprogramm bis 20.00 Uhr)

WinterZauber

ein familienfreundlicher, adventlicher Kunsthandwerker-Markt mit lebenden Rentieren, Briefen an das Christkind, Musikprogramm, Adventsverkaufsständen, kulinarischen Köstlichkeiten, Live-Musik und mehr
Hephata Garten-Shop, Dahler Kirchweg 48 und gesamtes Stiftungsgelände in Mönchengladbach
www.winterzauber-mg.de



Samstag, 29. November – 9.00 bis 17.00 Uhr

42. Christkindlmarkt

Kapuzinerplatz, Mönchengladbach
Der Erlös dieses ganz besonderen, nicht kommerziellen Adventsmarktes ist für acht Einrichtungen der Behindertenhilfe in Mönchengladbach bestimmt, eine davon ist Hephata.

Januar 2015



Samstag, 10. Januar – 19.00 Uhr (Einlass 18.30 Uhr)

Taiko-Akademie: Beat and Fun (traditionelles japanisches Trommeln)

Stadthalle Erkrath, Neanderstraße 58
Der Erlös der Gala ist unter anderem bestimmt für das Hephata-Haus Schellenberg, Mettmann
Tickets: 16,00 Euro, ermäßigt 12,00 Euro, Abendkasse zuzüglich 2,00 Euro
Bestellung bei: timokremerius@web.de

Juni 2015



3. bis 7. Juni 2015

35. Deutscher Evangelischer Kirchentag in Stuttgart

Hephata präsentiert einen Stand zum Thema:
Inklusion • leben • lernen

Mehr Informationen zu allen Veranstaltungen und weitere Termine finden Sie unter:

www.hephata-events.de + www.facebook.com/Hephata.MG

Das nächste HephataMagazin erscheint im April 2015

MACHT EUCH EIN BILD – 500 Jahre Reformation Eine Kunst-Aktion zum Mitmachen der Evangelischen Kirche im Rheinland

Auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017 führt die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) eine Reformationsdekade mit verschiedenen Themenjahren durch. Das Leitmotiv des Themenjahres 2015 lautet: „Bild und Bibel“. Die Evangelische Kirche im Rheinland (EKiR) gestaltet dieses Themenjahr mit einer Mitmach-Aktion unter dem Motto „MACHT EUCH EIN BILD“.

Die Aktion läuft von Februar bis April 2015.

Auf der Internetseite www.2017.ekir.de stehen 500 Bibelverse digital zur Verfügung. Diese Bibelverse laden mit ihrer bildhaften Sprache ein, jeweils Bilder dazu zu gestalten. Sie sind aufgerufen mit Ihrer Gruppe / einer Gruppe Beiträge zu einem Bibelwort zu kreieren. Das Wort wird Bild – Bilder können Annäherungen des Glaubens an Gott sein und Formen der Kommunikation des Evangeliums.



Das fertige Werk bitte scannen oder fotografieren und einsenden. Am Ende der Aktion entsteht aus einer Auswahl der Bilder eine „Online-Bibel“; auch eine Druckversion ist vorgesehen.

50 Jahre Aktion Mensch

Hephata sagt: Danke!

Der Contergan-Skandal erschüttert Anfang der 1960er Jahre Deutschland. Das führt dazu, das Thema Behinderung öffentlich zu diskutieren. Beim ZDF entsteht der Wunsch, sich für Kinder mit Behinderung zu engagieren. So gründet das ZDF 1964 gemeinsam mit den sechs Wohlfahrtsverbänden den Verein „Aktion Sorgenkind“. Mit der Sendung „Vergißmeinnicht“ kommt die Soziallotterie in die deutschen Wohnzimmer.

Von 1974 bis heute 2014 wurde die Stiftung Hephata insgesamt (DM-Beträge wurden umgerechnet) mit ziemlich genau 8 Millionen Euro gefördert. Das in akribischer Recherche herauszufinden, ließ sich Ingrid Gerdes, Hephatas Leiterin der Abteilung Finanzen und Controlling, nicht nehmen. Der wesentliche Teil dieses Betrages ermöglichte, dass Menschen mit Behinderung von den beiden Zentralgeländen der Stiftung in Mönchengladbach und Mettmann



1974 stellt die Evangelische Stiftung Hephata (damals noch: Evangelische Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata) erstmals einen Antrag auf finanzielle Unterstützung bei der Aktion Sorgenkind. Sie bekommt 120.000 DM als Zuschuss zum Neubau des Balke-Hauses auf dem Kerngelände in Mönchengladbach. So können Kinder mit schwersten Behinderungen aus dem Bodelschwing-Haus, in dem zu der Zeit 6-Bett-Zimmer vorherrschen, in eine wohllichere Umgebung umziehen.

weg in kleine Häuser in ganz normale Nachbarschaften ziehen konnten.

Damit hat die Aktion Mensch die Lebenssituation vieler Menschen mit Lernschwierigkeiten, die von Hephata begleitet werden, grundlegend und nachhaltig verbessert. Deshalb sagt Hephata zum 50. Geburtstag der Aktion Mensch ganz, ganz herzlich: **DANKE!**

Am 1. März 2000 wird aus der Aktion Sorgenkind die Aktion Mensch. Dieser Name stellt nicht länger das Mitleid und die Behinderung in den Vordergrund, sondern setzt das Signal, den Menschen an sich – unabhängig von seiner Behinderung – zu sehen. Seit dieser Zeit trägt die Aktion Mensch mit unterschiedlichen Kampagnen dazu bei, Menschen mit Behinderung in Deutschland auf Augenhöhe zu begegnen.

Diesem HephataMagazin liegt ein Los der Aktion Mensch bei, bitte nutzen Sie es für sich oder schenken Sie es einem lieben Menschen zu Weihnachten. Mit dem Erlös aus dem Losverkauf fördern auch Sie die Inklusion – das gemeinsame Leben, Lernen, Arbeiten und Wohnen. Und Sie wissen ja: **das WIR gewinnt.**

Dieter Kalesse

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
13. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Direktor Pfarrer Christian Doppeide
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 2120
E-Mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Karsten Bron, Oberhausen
Oberkirchenrat Klaus Eberl, Wassenberg
Reinhard Lenders, Mettmann
Prof. Dr. Johannes Roskothen, Düsseldorf
Vanessa Strauch, Düsseldorf
Prof. Dr. Erik Weber, Frankfurt

Redaktion:

Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 1990
E-Mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Druck:

Das Druckhaus Beineke Dickmanns GmbH, Korschenbroich

Spendenkonto:

1112 IBAN: DE84 3506 0190 0000001112
KD-Bank, Dortmund BIC: GENODED1DKD
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

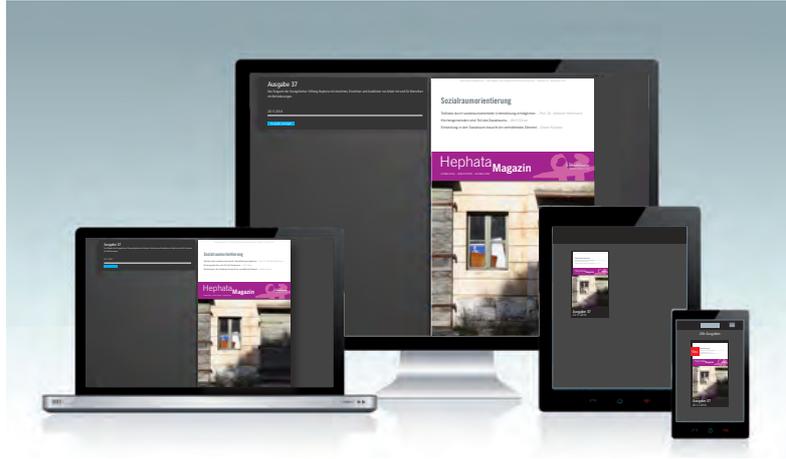
Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:



HephataMagazin jetzt auch als kostenlose App



Das **HephataMagazin** und damit sämtliche Inhalte der gedruckten Ausgabe und noch mehr können Sie ab dieser Nummer auch als App für die gängigen Betriebssysteme mobiler Geräte herunterladen. Die App steht ab Dezember in den App-Stores kostenlos zum Download zur Verfügung. Als Einzelausgabe oder im Abonnement, damit Sie keine Ausgabe mehr verpassen. Auch im digitalen Abonnement bleibt das HephataMagazin für Sie kostenlos.

Alles ist nur einen Fingertipp entfernt: Der Leitartikel zum Thema der Ausgabe, verfasst von einem anerkannten Experten; Praxisbeispiele und Anregungen aus dem Alltag; Neuigkeiten aus Hephatas Bereichen Wohnen, Werkstätten, Integrationsunternehmen, Schulen und Jugendhilfe; aktuelle Termine und Hinweise auf Hephata-Events.

Erleben Sie ein völlig neues Leseerlebnis mit der E-Paper-Ausgabe ganz gleich ob auf Ihrem iPad, Ihrem Android-Tablet, Ihrem Smartphone oder Ihrem Laptop, wo auch immer Sie sind. Darüber hinaus wird Ihnen die neue App einige Zusatznutzen bieten, zum Beispiel Fotostrecken, die aus Platzgründen im Magazin nicht mit abgedruckt werden können; Terminerinnerungen, sofern Sie diese wünschen; weiterführende, vertiefende Texte oder Filmbeiträge zu einem Thema und direkte Verlinkungen zu speziellen Webseiten, wenn Sie online sind.

Inhalte der App werden Sie zukünftig über die sozialen Netzwerke auch teilen können. Bitte weisen Sie auch andere Interessierte auf die HephataMagazin-App hin, so helfen Sie, eine Position auf Augenhöhe von Menschen mit Behinderung in unserer Gesellschaft zu stärken.

Das HephataMagazin jetzt auch für die Hosentasche-, Jacken-, oder Handtasche. Mit zusätzlichen, auch multimedialen Inhalten, zum Download der App für Ihre mobilen Geräte kostenlos im:

- ➔ **Apple App Store**
- ➔ **Google Play Store**
- ➔ **Amazon App Store**

und außerdem als

- ➔ **Browser Client**

der die optimale Ansicht des Magazins beim Lesen auf dem Desktop oder Laptop gewährleistet, ohne dass die Ausgaben heruntergeladen werden müssen.



Dieser QR-Code leitet Sie direkt auf die Webseite www.hephatamagazin.de, wo Sie das Archiv der älteren Ausgaben finden und ab Dezember die aktuellen Informationen und Direktlinks zur App und zum Browser-Client.